

THOMAS GRUNDMANN (Hrsg.)

# Erkenntnistheorie

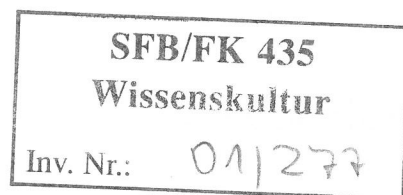
Positionen zwischen Tradition und Gegenwart

mentis  
PADERBORN

02/CC 4400 G889 E6 +3

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Einbandabbildung: Emblematische Darstellung der indischen Kosmologie.  
Bild für das Regreßproblem der traditionellen Erkenntnistheorie.



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei  
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Einbandgestaltung: Anna Braungart, Regensburg

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier (∞) ISO 9706

© 2001 mentis Verlag GmbH  
Schulze-Delitzsch-Straße 19, D-33100 Paderborn

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige Zustimmung des  
Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany  
Satz und Herstellung: Rhema – Tim Doherty, Münster  
Druck: WB Druck, Rieden/Allgäu  
ISBN 3-89785-144-x

## INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 8

*Thomas Grundmann*  
Die traditionelle Erkenntnistheorie und ihre Herausforderer 9

### TEIL I. DER BEGRIFF DER RECHTFERTIGUNG

*Wolfgang Spohn*  
Vier Begründungsbegriffe 33

*Fred Dretske*  
Berechtigung: Epistemische Rechte ohne Pflichten? 53

*Peter Baumann*  
Im Auge des Betrachters –  
Über Wissen, Rechtfertigung und Kontext 72

*Elke Brendel*  
Eine kontextualistische Lösung des Streits zwischen  
Internalisten und Externalisten in der Erkenntnistheorie 90

### TEIL II. STRUKTUR UND UMFANG DER RECHTFERTIGUNG

*Thomas Bartelborth*  
A-priori-Rechtfertigung und Skeptizismus 109

*Catrin Misselhorn*  
Internalismus und die Dialektik von  
Fundamentalismus und Kohärenztheorie 125

*Sven Bernecker*  
Impliziert Erinnerung Wissen? 145

*Michael Williams*  
Kontextualismus, Externalismus und  
epistemische Maßstäbe 165

*Thomas Grundmann*  
Eine psychologische Verteidigung des  
erkenntnistheoretischen Realismus 188

*Karsten Stüber*  
Die anti-skeptischen Strategien des semantischen  
und epistemischen Externalismus und ihre  
Bedeutung für die Erkenntnistheorie 210

*Frank Hofmann*  
Können wir uns auf die Wahrnehmung verlassen? 225

### TEIL III. ERFAHRUNG UND RECHTFERTIGUNG

*Richard Schantz*  
Der Inhalt der Erfahrung 249

*Marcus Willaschek*  
Phänomenale Begriffsverwendung und die  
Rechtfertigungsfunktion der Wahrnehmung 264

*Christiane Schildknecht*  
Epistemische Struktur und Begründungsanspruch  
visueller Erfahrung 283

### TEIL IV. NATURALISMUS UND ANTI-INDIVIDUALISMUS

*Hilary Kornblith*  
Wissen beim Menschen und bei anderen Tieren 303

*Dirk Koppelberg*  
Zur Verteidigung des Psychologismus  
in der Erkenntnistheorie 328

*Oliver Scholz*  
Das Zeugnis anderer – Prolegomena zu  
einer sozialen Erkenntnistheorie 354

Bibliographie 376

Autoren 405

Quellen 410

Personenregister 411

Sachregister 415

Marcus Willaschek

## PHÄNOMENALE BEGRIFFSVERWENDUNG UND DIE RECHTFERTIGUNGSFUNKTION DER WAHRNEHMUNG

### 1. EINLEITUNG

Einer naheliegenden und, wie ich im Folgenden zeigen möchte, in der Tat zutreffenden Auffassung zufolge spielt die sinnliche Wahrnehmung in unserem kognitiven Haushalt eine Doppelrolle: Zum einen ist sie ein *kausaler* Vorgang, durch den neue Inhalte gleichsam von außen in unser kognitives System gelangen können. Zum anderen ist sie die *rationale* Rechtfertigungsbasis für unsere empirischen Überzeugungen.

Daß die Inhalte unserer sinnlichen Wahrnehmung kausal von unserer jeweiligen Umwelt abhängen, kann man sich zum Beispiel daran klar machen, daß sich der Inhalt der visuellen Wahrnehmung in Abhängigkeit davon ändert, welcher Ausschnitt des umgebenden Raumes jeweils im Gesichtsfeld liegt. Die offensichtliche Erklärung dafür lautet, daß die wahrgenommenen Gegenstände (bzw. das von ihnen reflektierte Licht) kausal auf unsere Sinnesorgane einwirken und so den Inhalt unserer Wahrnehmung (mit)bestimmen; werden andere Gegenstände wahrgenommen, so ändert sich daher auch der Inhalt der Wahrnehmung.

Zugleich ist die sinnliche Wahrnehmung aber auch die Quelle, aus der sich die Rechtfertigungen unserer Überzeugungen über die Wirklichkeit in Raum und Zeit speisen: Wenn ich glaube, daß es hier und jetzt regnet, so kann ich diese Überzeugung normalerweise nur dadurch rechtfertigen, daß jemand (ich selbst oder ein verlässlicher Zeuge) dies beobachtet hat. Es liegt nahe, die Möglichkeit einer solchen Rechtfertigung durch den kausalen Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und Umwelt zu erklären: Weil unsere Wahrnehmungen kausal von unserer Umwelt abhängen, können sie uns Aufschluß über sie geben und zur Rechtfertigung unserer Überzeugungen beitragen.

Doch diese Auffassung führt vor ein seit Sellars' Kritik am „Mythos des Gegebenen“ wohlbekanntes Problem<sup>1</sup>: Wenn die Wahrnehmung ein kausaler Prozeß ist,

<sup>1</sup> Vgl. Sellars 1956; zum vorliegenden Zusammenhang vgl. auch McDowell 1994a, S. 3–23, sowie McDowell 1998a, McDowell 2000.

der Überzeugungen *verursacht*, dann kann sie diese Überzeugungen nicht zugleich rechtfertigen. Rechtfertigungen beruhen auf rationalen (begrifflichen), nicht auf kausalen Beziehungen. Wahrnehmung, verstanden als kausaler Vorgang, der von den Sinnesorganen ausgeht, bringt allenfalls „phänomenale“ mentale Zustände hervor – reine Sinnesdaten, die selbst vielleicht die *Ursache*, nicht aber der *Grund* für eine Überzeugung sein können. Warum, so kann man zum Beispiel fragen, sollte dieses Sinnesdatum gerade diese Überzeugung rechtfertigen und nicht ihr Gegenteil? Diese Frage ist aus prinzipiellen Gründen unbeantwortbar: Sinnesdaten haben definitionsgemäß keinerlei begriffliche Struktur und können somit auch nicht in rationalen, begründenden Beziehungen zu Überzeugungen stehen.<sup>2</sup>

Hätten Wahrnehmungen hingegen bereits selbst eine begrifflich-rationale Struktur, könnten sie zwar vielleicht Überzeugungen rechtfertigen, doch würde ihr Inhalt dann, wie es scheint, nicht mehr unmittelbar kausal von den wahrgenommenen Gegenständen abhängen. Begriffe sind schließlich das Produkt menschlicher Kreativität, auf komplexe Weise kulturell vermittelt und daher auch von Kultur zu Kultur verschieden. Das Ergebnis scheint daher zu sein, daß Wahrnehmungen nicht beides zugleich sein können: kausale Einflüsse der Wirklichkeit auf unser Denken *und* Rechtfertigungsbasis für Überzeugungen.<sup>3</sup>

Dagegen möchte ich nun eine Konzeption der Wahrnehmung skizzieren, der zufolge Wahrnehmungen sowohl kausal von der Wirklichkeit abhängen als auch zur Rechtfertigung von Überzeugungen dienen können. Wie ich zeigen möchte, schließen beide Aspekte sich keinesfalls aus: Wahrnehmung ist ein kausaler Vor-

<sup>2</sup> Aufgrund ähnlicher Überlegungen kommt auch Davidson zu der Auffassung, daß Wahrnehmungen keine Überzeugungen rechtfertigen können: „nothing can count as a reason for holding a belief except another belief“ (Davidson 1986, S. 310).

<sup>3</sup> Sogenannten „externalistischen“ oder „rehabilitistischen“ Auffassungen zufolge kann eine Überzeugung dagegen gerechtfertigt sein bzw. Wissen darstellen, ohne daß das Überzeugungssubjekt selbst eine Rechtfertigung der Überzeugung angeben kann; die bloße Tatsache, daß die Überzeugung durch einen verlässlichen kausalen Prozeß (wie etwa den der Wahrnehmung) zustande gekommen ist, könnte dazu durchaus ausreichen (vgl. z.B. Armstrong 1973, Goldmann 1976). Doch selbst wenn man diesen Externalismus zugesteht, ist das von Sellars formulierte Problem damit noch nicht ausgeräumt: Unabhängig davon, ob eine Überzeugung im externalistischen Sinn *gerechtfertigt ist*, stellt sich in vielen Zusammenhängen die Frage, ob das Überzeugungssubjekt selbst die Überzeugung *rechtfertigen kann* – ob es selbst ausreichende Gründe anführen kann, welche die Überzeugung *aus seiner Sicht* wahr erscheinen lassen. Und in diesen Kontexten ist es häufig die Berufung auf eigene oder fremde Wahrnehmung, die als ausreichende Begründung angesehen wird. Es wäre meines Erachtens eine krasse Verzeichnung dieser internalistischen Praxis, wenn man ihr eine implizite Bezugnahme auf verlässliche Kausalzusammenhänge unterstellen wollte: Wir rechtfertigen die Überzeugung, daß es regnet, nicht dadurch, daß es aussieht, als regne es, *und* es so vermutlich nicht aussehen würde, wenn es nicht regnete. Wir rechtfertigen sie einfach dadurch, daß es aussieht, als regne es (bzw. dadurch, daß man sieht, daß es regnet). Im folgenden geht es um die Möglichkeit dieser Art der Rechtfertigung.

gang, der einen begrifflich strukturierten Inhalt hat, sich unmittelbar auf die wahrnehmbare Wirklichkeit bezieht und Überzeugungen rechtfertigt.<sup>4</sup>

Ich werde zunächst drei oft vorgebrachte Argumente gegen die Begriffsabhängigkeit der Wahrnehmung vorstellen und dann begründen, warum ich sie nicht für überzeugend halte (Abschnitte 2, 3 und 4). Anschließend werde ich mit der Konzeption einer *phänomenalen Begriffsverwendung* eine Erklärung für den Zusammenhang zwischen begrifflichen und phänomenalen Aspekten der Wahrnehmung vorschlagen (5), dann zwei offensichtliche Schwierigkeiten für diese Auffassung diskutieren (6) und schließlich ein kurzes Fazit ziehen (7).

## 2. WAHRNEHMUNG OHNE BEGRIFFE?

Es ist möglich zu *sehen*, daß keine Milch mehr im Kühlschrank ist. Man kann *hören*, daß es zwölf Uhr schlägt. Man kann *fühlen* (tasten), daß ein Stoff aus Wolle gewebt ist. Man kann *riechen*, daß der Braten anbrennt. Und man kann *schmecken*, daß die Erdbeeren noch nicht reif sind. Doch jemand, der nicht weiß, was Milch und was ein Kühlschrank ist (d. h. jemand, der nicht über die entsprechenden Begriffe verfügt), kann noch so lange in den Kühlschrank starren: sehen, daß keine Milch im Kühlschrank ist, kann er nicht. Ebenso wenig kann man hören, daß es zwölf Uhr schlägt, ohne zählen zu können (eine begriffliche Fähigkeit) und ohne über den Begriff der Uhrzeit zu verfügen. Entsprechendes gilt für die anderen Beispiele. Der Schluß liegt nahe, daß wir es hier mit Wahrnehmungen zu tun haben, deren Inhalt (*daß keine Milch im Kühlschrank ist* usw.) begrifflich strukturiert ist. Und da es sich um ziemlich typische Fälle von Wahrnehmungen handelt, könnte man versucht sein, sogar einen Schritt weiter zu gehen und anzunehmen, daß Wahrnehmungen, sofern sie überhaupt einen intentionalen Gehalt haben, stets Begriffe involvieren.

Tatsächlich halte ich diese These für berechtigt: keine Wahrnehmung, jedenfalls bei erwachsenen Menschen, ohne Begriffe.<sup>5</sup> Doch die fünf genannten Beispiele reichen offenbar nicht aus, diese Auffassung zu stützen. Selbst wenn es zutreffend sein sollte, daß in diesen Beispielen Begriffe in den Inhalt der Wahrnehmung mit eingehen, gibt es nach Meinung vieler Philosophen, Psychologen und Kognitionswissenschaftler auch Wahrnehmungsinhalte, die unbegrifflich bzw. begriffsunabhängig sind.

Natürlich kommt es für diese Frage darauf an, was genau unter *Begriffen* und unter der *Begrifflichkeit* oder *Nichtbegrifflichkeit* der Wahrnehmung zu verstehen ist. Für unsere Zwecke reicht es aus, Begriffe in Analogie zu Prädikaten zu

<sup>4</sup> Damit knüpfe ich an Arbeiten von John McDowell und Hilary Putnam an; vgl. v. a. McDowell 1994a, Putnam 1994.

<sup>5</sup> Auf die Wahrnehmung von Wesen, die nicht über Begriffe verfügen (wie Tiere und kleine Kinder), werde ich weiter unten kurz zu sprechen kommen; vgl. Abschnitt 6.

verstehen: Begriffe spielen dieselbe Rolle in Überzeugungen (und anderen propositionalen Einstellungen), die Prädikate in Aussagesätzen (und anderen Sätzen) spielen. Wer also behauptet, daß etwas groß (rot, ein Baum) ist, gibt damit einer Überzeugung Ausdruck, in welcher der Begriff der Größe (der Röte, des Baumes) zur Anwendung kommt. (Das heißt nicht, daß man nur über solche Begriffe verfügen kann, denen Prädikate der eigenen Sprache entsprechen.) Nun kann man nicht im Ernst behaupten, daß etwas groß (rot, ein Baum) ist, ohne zu wissen, was es heißt, daß etwas groß (rot, ein Baum) ist. Über einen Begriff *F* zu verfügen bedeutet also auch, zu wissen, was es heißt, daß etwas (ein) *F* ist. Und da (ein) *F* zu sein etwas ist, das alle Dinge, die *F* sind, miteinander gemeinsam haben, kann man auch sagen: Über einen Begriff *F* zu verfügen bedeutet, daß man weiß, was Dinge, die *F* sind, als solche miteinander gemeinsam haben. Einen Begriff *F* anzuwenden heißt dann im einfachsten Fall („a ist F“), daß man feststellt, daß ein bestimmter Gegenstand zu den Dingen gehört, die *F* sind.

Die These, daß (einige oder alle) Wahrnehmungsinhalte nichtbegrifflich sind, besagt nun, daß man die entsprechenden Wahrnehmungen machen kann, ganz ohne über Begriffe zu verfügen.<sup>6</sup> Es sind im Wesentlichen drei Argumente (bzw. Typen von Argumenten), die für die Nichtbegrifflichkeit der Wahrnehmung angeführt werden: Das erste Argument besagt, daß Wahrnehmung ein kognitiver Mechanismus ist, den wir mit Kleinkindern und vielen Tieren teilen. Da diese nicht über Begriffe verfügen, muß Wahrnehmung also auch bei uns etwas Nichtbegriffliches sein.<sup>7</sup> Dem zweiten Argument zufolge mögen vielleicht die genannten Beispiele für Wahrnehmungen Begriffe involvieren, da der Inhalt in diesen Fällen eine Proposition ist (*daß keine Milch im Kühlschrank ist*, etc.). Doch es gibt auch nichtpropositionale Formen der Wahrnehmung, deren Inhalt einzelne Gegenstände und ihre Eigenschaften sind. So kann man beispielsweise einfach den Kühlschrank sehen – und zwar ohne zu wissen, daß es sich um einen Kühlschrank handelt, ja sogar ohne überhaupt über den Begriff *Kühlschrank* zu verfügen.<sup>8</sup> Und das

<sup>6</sup> Unter den Vertretern der Nichtbegrifflichkeitsthese gehen die Meinung allerdings weit auseinander, worum es sich bei den nichtbegrifflichen Inhalten der Wahrnehmung handelt: Die traditionelle (empiristische) Auffassung besagt, daß der unmittelbare Inhalt der Wahrnehmung sogenannte „Sinnesdaten“ sind – rein phänomenale Sinnesqualitäten, die dem Subjekt begriffsunabhängig zugänglich sind (vgl. zum Beispiel Schantz 1990 sowie in diesem Band). Einer anderen Auffassung zufolge handelt es sich um etwas ähnliches wie Kants „Schemata“ (vgl. *Kritik der reinen Vernunft* A137/B176ff.): allgemeine Muster von sinnlich Gegebenem, die selbst nicht rein phänomenal sind, ohne deshalb aber begrifflich zu sein (vgl. z. B. Peacockes „scenarios“; dazu unten Anm. 26.) Und schließlich wird in neuerer Zeit auch die in Wahrnehmungszuständen enthaltene Information als eine Form von nichtbegrifflichem Inhalt betrachtet (vgl. v. a. Dretske 1981, S. 135–153; Evans 1982, S. 121–129; 151–179; 224–235).

<sup>7</sup> Vgl. z. B. Dretske 1969, S. 4; Dretske 1990, S. 131; Dretske 1995, S. 9; Evans 1982, S. 124.

<sup>8</sup> Vgl. z. B. Dretske 1990, S. 132; vgl. dazu auch Schantz 1990 sowie den Beitrag von Schantz in diesem Band.

dritte Argument besagt, daß der Inhalt der Wahrnehmung sich aufgrund seiner „Feinkörnigkeit“ nicht vollständig in Begriffe fassen läßt: Der Detail- und Nuancenreichtum der Wahrnehmung geht über das begrifflich Erfassbare hinaus.<sup>9</sup>

Keines dieser Argumente scheint mir überzeugend zu sein. Das erste Argument ist schlichtweg zirkulär. Es besagt, daß die Wahrnehmungsinhalte von Erwachsenen nichtbegrifflich sein müssen, weil auch nicht begriffsbegabte Wesen über Wahrnehmungen verfügen. Nun darf man an dieser Stelle natürlich nicht einfach *annehmen*, daß begriffsbegabte und nicht begriffsbegabte Wesen dieselbe Art von Wahrnehmungsinhalten haben, denn genau das steht in Frage. Unstrittig ist allein die Feststellung, daß manche nicht begriffsbegabte Wesen (Kinder, höhere Säugtiere) über gleiche oder ähnliche Sinnesorgane verfügen wie wir. Doch folgt daraus, daß die Wahrnehmungsinhalte erwachsener Menschen keine Begriffe involvieren? Es folgt offenbar nur dann, wenn man voraussetzt, daß gleiche (ähnliche) Sinnesorgane auch zu gleichen (ähnlichen) Wahrnehmungsinhalten führen. Doch auch diese Voraussetzung ist hier unzulässig: Sollten die Inhalte unserer Wahrnehmung begrifflich strukturiert sein, so würden sie gerade nicht allein von der Beschaffenheit der Sinnesorgane abhängen, sondern auch von den begrifflichen Fähigkeiten des Wahrnehmenden. Gleiche Sinnesorgane könnten dann zu sehr ungleichen Wahrnehmungsinhalten führen, je nachdem, ob es sich um ein Wesen mit oder ohne begriffliche Fähigkeiten handelt. Diese Möglichkeit wird durch das fragliche Argument aber nicht widerlegt, sondern nur gelehnt. Da aus der Gleichheit der Sinnesorgane allein also nicht die der Wahrnehmungsinhalte folgt, trägt das Argument gegen die Annahme, die Wahrnehmung Erwachsener sei begrifflich strukturiert, nichts aus.

Das zweite und dritte Argument sind nicht so leicht zurückzuweisen. Auf sie werde ich deshalb etwas ausführlicher eingehen. Im nächsten Abschnitt werde ich zu zeigen versuchen, daß die Unterscheidung zwischen propositionaler und nichtpropositionaler Wahrnehmung nur die *Zuschreibung* des Wahrnehmungsinhalts betrifft und nicht den Inhalt selbst. Aus der Tatsache, daß man jemandem die Wahrnehmung eines Kühlschranks zuschreiben kann, unabhängig davon, ob er über den Begriff *Kühlschrank* verfügt, folgt also nicht, daß es ein nichtbegriffliches Wahrnehmen von Gegenständen gibt (z.B. das Sehen eines Kühlschranks, ohne ihn *als* irgend etwas zu sehen). Im übernächsten Abschnitt werde ich mich dann dem dritten Argument zuwenden. Es wird sich zeigen, daß der Inhalt der Wahrnehmung in der Tat nicht *rein* begrifflich ist. Doch auch daraus folgt nicht, daß

<sup>9</sup> Vgl. z.B. Dretske 1981, S. 142; Evans 1982, S. 229; Peacocke 1992, S. 67f. Selbstverständlich handelt es sich bei den drei genannten nicht um die einzigen Argumente gegen die Begriffsabhängigkeit der Wahrnehmung; vgl. zum Beispiel die Argumentation in Crane 1992, wonach der Inhalt der Wahrnehmung nicht durch die inferentiellen Rollen strukturiert ist, die laut Crane konstitutiv für Begriffe sind. (Dieses Argument läßt sich allerdings auch als Sonderfall des „Feinkörnigkeits“-Arguments verstehen).

es so etwas wie einen nichtbegrifflichen Inhalt der Wahrnehmung gibt, sondern nur, daß es neben Begriffen ein weiteres (nämlich phänomenales) Element in der Wahrnehmung geben muß.

Ich werde mich darauf beschränken, die genannten Argumente für die Nichtbegrifflichkeit der Wahrnehmung zurückzuweisen. Doch wenn diese Zurückweisung überzeugend ist, spricht meines Erachtens nichts mehr dagegen, unsere gewöhnlichen Zuschreibungen von Wahrnehmungen beim Wort zu nehmen und davon auszugehen, daß die Inhalte der Wahrnehmung begrifflich strukturiert sind (und daher auch geeignet sind, Überzeugungen zu rechtfertigen).

### 3. „Etwas SEHEN“ UND „SEHEN, daß ...“

Damit komme ich zum zweiten Argument gegen die Begrifflichkeit der Wahrnehmung. Zweifellos kann man einen Kühlschrank sehen, ohne zu wissen, was ein Kühlschrank ist. Selbst Kleinkinder und Tiere, die (so wollen wir annehmen) überhaupt nicht über Begriffe verfügen, können einen Kühlschrank sehen. Alles, was sie dazu tun müssen, ist bei ausreichender Beleuchtung dorthin zu schauen, wo ein Kühlschrank steht. Die Tatsache, daß wir den Begriff *Kühlschrank* verwenden, um auszudrücken, was in diesem Fall gesehen wird, bedeutet nicht, daß dieser Begriff in den Gehalt der Wahrnehmung eingeht oder die Wahrnehmung von ihm abhängig ist. Wie es scheint, haben wir es hier also mit einer nichtbegrifflichen Form der Wahrnehmung zu tun. Fred Dretske bezeichnet sie als „sense perception“ und unterscheidet sie von einer „cognitive perception“.<sup>10</sup>

Der übliche Ausdruck für eine Wahrnehmung der ersten Art hat die Form „X nimmt O wahr“ („O“ steht für ein wahrgenommenes Objekt), während der typische Ausdruck für Wahrnehmungen der zweiten Art die Form „X nimmt wahr, daß p“ hat, also eine Proposition zuschreibt. Dretske spricht daher auch von „seeing objects“ und „seeing facts“: „It seems preferable, therefore, to distinguish between seeing objects and seeing facts [...] by distinguishing two forms of perception, two ways of seeing. We are then free to speak of seeing a black cat without necessarily realizing (knowing or believing) that it is a black cat (or an animal at all) as, say, *sense perception* (of a black cat), and another, recognitional, way of seeing the cat, as, say, *cognitive perception* (that it is a black cat)“.<sup>11</sup>

Auch erwachsene Menschen sehen gelegentlich Katzen, Kühlschränke und ähnliche Dinge, ohne zu wissen, worum es sich handelt (Dretskes „sense perception“). Meistens jedoch verhält es sich so, daß sie dann, wenn sie einen Kühlschrank

<sup>10</sup> Dretske 1990, S. 132.

<sup>11</sup> Ebd.; vgl. Dretske 1969, Kap. 1; 1981, Kap. 5; 1995, Kap. 1. Obwohl Dretske es an der zitierten Stelle offen läßt, ob „sense perception“ ganz ohne Begriffe auskommt (vgl. Dretske 1990, S. 133), ist das zweifellos seine Meinung; vgl. z.B. Dretske 1995, S. 9.

sehen, zugleich sehen, *daß* vor ihnen ein Kühlschrank steht (Dretskes „cognitive perception“). Letzteres ist offensichtlich nicht möglich, ohne über den Begriff *Kühlschrank* zu verfügen (d.h. ohne zu wissen, was ein Kühlschrank ist). Die Frage ist nun, in welchem Verhältnis diese beiden Fälle zueinander stehen. Laut Dretske handelt es sich, wie zitiert, um zwei *Arten* der Wahrnehmung; Tiere und Kleinkinder sind nur zu der einen Art der Wahrnehmung in der Lage, erwachsene Menschen zu beiden.

Doch mit Blick auf die Wahrnehmung Erwachsener ist die Auffassung Dretskes äußerst unplausibel: Normalerweise sehen wir dann, wenn wir einen *Kühlschrank* sehen, zugleich, *daß* es ein Kühlschrank ist, und umgekehrt. Sieht jemand hingegen nicht, daß es sich um einen Kühlschrank handelt (vielleicht, weil er gar nicht weiß, was ein Kühlschrank ist), dann sieht er zumindest, daß es sich um ein schrankartiges Gerät handelt (oder um einen großen Kasten, oder um ein rechteckiges weißes Ding ...). Ein erwachsener Mensch, der den Kühlschrank nicht *als* irgend etwas sieht, sieht ihn normalerweise überhaupt nicht. Umgekehrt sieht jemand, der den Kühlschrank sieht, ihn normalerweise *als* das eine oder andere. Und solange kein Irrtum vorliegt, sieht jemand, der z. B. einen Kühlschrank *als* einen großen Kasten sieht, auch, *daß* ein großer Kasten vor ihm steht. (Im Fall eines Irrtums *glaubt* er zumindest, einen großen Kasten zu sehen). Er muß also über den Begriff *Kasten* verfügen, um den Kühlschrank *als* Kasten zu sehen.

Vielleicht gibt es Ausnahmen von dieser Regel: Um z. B. farbige Flächen wahrzunehmen, die das gesamte Gesichtsfeld ausfüllen, muß man sie nicht *als* farbigen Flächen (oder als irgend etwas anderes) wahrnehmen; vielleicht braucht man zu dieser Wahrnehmung überhaupt keine Begriffe. Doch offensichtlich stellen solche Fälle von nichtbegrifflicher Wahrnehmung für Erwachsene eine seltene Ausnahme dar (die zudem für die Frage nach der Rechtfertigungsfunktion der Wahrnehmung völlig unerheblich ist). In der Regel ist jeder Fall von „etwas sehen“ („sense perception“) auch ein Fall von „sehen, daß ...“ („cognitive perception“). Dennoch handelt es sich offenbar nicht um *zwei* Wahrnehmungen, sondern jeweils nur um einen und denselben Vorgang, der sowohl als „etwas sehen“ und als „sehen, daß ...“ beschrieben werden kann.

Die Unterscheidung zwischen „sense perception“ und „cognitive perception“ läßt sich daher, zumindest was erwachsene Menschen angeht, besser als eine Unterscheidung zwischen zwei Arten der *Zuschreibung* der Wahrnehmung verstehen – und nicht zwischen zwei Arten von *Wahrnehmungen*. Die Wahrnehmung, die ein gewöhnlicher Mitteleuropäer macht, wenn er aufmerksam den Teil eines Raumes betrachtet, in dem sich ein Kühlschrank befindet, läßt sich auf unterschiedliche Weise zuschreiben: Als die Wahrnehmung eines Kühlschranks, eines großen Kastens usw. – und als Wahrnehmung, *daß* dort ein Kühlschrank (ein großer Kasten usw.) ist. Dabei ist bemerkenswert, daß man normalerweise nicht nur einen *Kühlschrank* wahrnimmt und wahrnimmt, *daß* dort ein Kühlschrank ist. Der Inhalt einer gewöhnlichen visuellen Erfahrung ist wesentlich reicher: Man nimmt Form

und Farbe des Kühlschranks wahr, seine Position im Raum, was sich auf, unter und neben ihm befindet usw. Normalerweise bringt jede einzelne Zuschreibung von perzeptuellem Gehalt, sei sie propositional oder nicht, nur einzelne Aspekte einer wesentlich reicheren perzeptuellen Erfahrung zum Ausdruck.<sup>12</sup>

Jede Zuschreibung einzelner Wahrnehmungsinhalte, von wenigen Ausnahmen besonders einfacher Fälle einmal abgesehen, abstrahiert also von zahlreichen Aspekten der zugrunde liegenden Erfahrung. Auch die Zuschreibung von Wahrnehmungsinhalten, bei der es nicht darauf ankommt, über welche Begriffe das Wahrnehmungssubjekt selbst verfügt, läßt sich als eine bloße Abstraktion verstehen; in diesem Fall sieht man davon ab, welche Begriffe das Wahrnehmungssubjekt selbst auf die Gegenstände anwendet, deren Wahrnehmung man ihm zuschreibt. Dennoch ließe sich derselbe Inhalt normalerweise auch auf eine Weise zuschreiben, die von den eigenen Begriffen des Wahrnehmenden Gebrauch macht und insofern seine eigene kognitive Perspektive wiedergibt. Die Tatsache, daß man von jemandem selbst dann sagen kann, er sehe einen Kühlschrank, wenn er nicht weiß, was ein Kühlschrank ist, zeigt also nicht, daß es eine nichtbegriffliche Form der Wahrnehmung von Kühlschränken gibt. Allgemeiner gesagt: Die Tatsache, daß man in der Zuschreibung von Wahrnehmungen Begriffe verwenden kann, über die das Wahrnehmungssubjekt selbst nicht verfügt, bedeutet nicht, daß dieses überhaupt nicht über Begriffe verfügen muß, um wahrzunehmen. Auch das zweite Argument gegen die Begriffsabhängigkeit der Wahrnehmung ist somit nicht stichhaltig.

#### 4. DIE „FEINKÖRNIGKEIT“ DER WAHRNEHMUNG

Damit komme ich zum dritten Argument für die Nichtbegrifflichkeit der Wahrnehmung: Wahrnehmungsinhalte sind auf eine Weise detailreich und „feinkörnig“, die sich einer vollständigen begrifflichen Erfassung zu entziehen scheint. So ist eine rote Fläche nicht einfach nur rot, sondern hat eine von unzähligen Schattierungen dieser Farbe. Für einige von ihnen mögen wir Begriffe haben (die in Prädikaten wie „rubinrot“ oder „karmesin“ zum Ausdruck kommen), für die meisten jedoch nicht. Auch die räumlichen Gestalten von Gegenständen sind nicht auf solche beschränkt, die sich mit gängigen geometrischen Begriffen wie „rechteckig“ oder „halbrund“ leicht erfassen lassen. Die genaue Gestalt einer gezackten Gebirgssilhouette z. B. scheint sich unseren Begriffen zu entziehen.<sup>13</sup> Und wenn die Wahrnehmung seltener Farbschattierungen oder komplexer Gestalten nicht begriffsabhängig ist, dann ist es die Wahrnehmung paradigmatischer Fälle einer Farbe oder einfacher For-

<sup>12</sup> Darin scheint mir der berechtigte Punkt von Peacockes „scenario“-Modell der Wahrnehmung zu liegen; vgl. unten Anm. 26.

<sup>13</sup> Vgl. Peacocke 1992, S. 67.

men erst recht nicht. Der unmittelbare Gehalt der Wahrnehmung wäre demnach insgesamt nichtbegrifflich.

Gegen dieses Argument hat John McDowell eingewandt, daß es auf einem zu engen Verständnis dessen beruhe, was Begriffe sind. Neben Begriffen wie „rot“ oder „rund“, die in rein deskriptiven (d.h. hier: Eigenschaften zuschreibenden) Prädikaten zum Ausdruck kommen, gebe es auch „demonstrative“ Begriffe, die sich nur mit Hilfe von Demonstrativa wie „diese“ oder „jenes“ ausdrücken lassen. Aus allgemeinen Begriffen wie „farbig sein“ oder „eine Gestalt haben“ lassen sich so, in Anwesenheit eines entsprechenden Exemplars, Begriffe bilden wie „diese Farbschattierung“ oder „jene Gestalt“. <sup>14</sup> Für jede Abstufung, auf die wir uns demonstrativ beziehen können (und das heißt: für jede, die wir perzeptuell unterscheiden können), verfügen wir damit über einen entsprechenden Begriff. Der Inhalt unserer Wahrnehmung kann dann nicht, wie das untersuchte Argument erfordert, über das begrifflich Erfassbare hinausgehen.

Daß wir den Inhalt unserer Wahrnehmung vollständig beschreiben können, wenn wir Ausdrücke wie „diese Farbe“ oder „klingt wie diese Glocke“ zur Verfügung haben, kann allerdings auch ein Vertreter der Auffassung, der unmittelbare Inhalt der Wahrnehmung sei nichtbegrifflich, zugestehen. <sup>15</sup> Er würde jedoch vermutlich einwenden, daß gerade die Unverzichtbarkeit einer demonstrativen Bezugnahme zeigt, daß der Wahrnehmungsinhalt sich *nicht* rein begrifflich erfassen läßt und insofern begriffsunabhängig sein muß. <sup>16</sup> Die entscheidende Frage ist somit, ob es sich bei der hinweisenden Verwendungen von Farb-, Klang- und Gestaltprädikaten wirklich, wie McDowell meint, um Ausdrücke für etwas rein Begriffliches handelt.

Vergleichen wir, um diese Frage zu beantworten, McDowells Konzeption demonstrativer Begriffe mit der „externalistischen“ Deutung von sogenannten *natural kind terms*, die ja ebenfalls besagt, daß es Begriffe gibt, deren Extension durch die demonstrative Bezugnahme auf paradigmatische Exemplare festgelegt wird. <sup>17</sup> Danach beziehen sich Prädikate für natürliche Arten wie „Gold“ oder „Tiger“ nicht dadurch auf die entsprechenden Gegenstände, daß diese Gegenstände eine Liste von generellen Kriterien erfüllen, sondern dadurch, daß sie von derselben Beschaffenheit sind wie paradigmatische Exemplare ihrer Art. Was als paradigmatisches Exemplar gilt, kann dann nur demonstrativ festgelegt werden.

Der Unterschied zu McDowells demonstrativen Begriffen ist allerdings, daß diese gerade nicht natürliche Arten erfassen, sondern hochspezifische, vielleicht nur ein einziges Mal verwirklichte Eigenschaften wie „diese Farbschattierung“ oder „diese Silhouette“. Nun sind Begriffe allerdings insofern etwas Allgemeines, als

<sup>14</sup> Vgl. McDowell 1994a, S. 56–60.

<sup>15</sup> Vgl. z.B. Peacocke 1992, S. 84.

<sup>16</sup> So z.B. Richard Schantz in seinem Beitrag zu diesem Band.

<sup>17</sup> Vgl. Putnam 1975, Kripke 1980; vgl. dazu Pessin/Goldberg 1996.

es möglich ist, daß verschiedene Gegenstände unter denselben Begriff fallen. <sup>18</sup> McDowell betont daher, daß man demonstrative Begriffe auch in Abwesenheit der Eigenschaft verwenden kann, auf die sie sich demonstrativ beziehen <sup>19</sup> – etwa, wenn man eine Farbe mit einer zuvor gesehenen vergleicht („Der Himmel hat dieselbe Farbe wie Deine Augen“). Dennoch bleibt es meines Erachtens zweifelhaft, ob es sich hier tatsächlich um „reine“ Begriffe handelt und nicht doch, entgegen McDowells Einschätzung, um „Hybride“ <sup>20</sup>.

Dieser Verdacht bestätigt sich, wenn man den Grund, warum in den von McDowell untersuchten Fällen eine demonstrative Bezugnahme notwendig ist, mit der Begründung für die externalistische Analyse von *natural kind terms* vergleicht. Im letzteren Fall läßt sich die Extension des Begriffs deshalb nicht rein deskriptiv festlegen, weil sie genau jene Gegenstände umfassen soll, die über eine bestimmte natürliche Beschaffenheit verfügen – im Fall von Gold zum Beispiel über eine bestimmte Molekularstruktur. Solange wir die genaue Beschaffenheit der fraglichen Gegenstände nicht kennen, sind wir auf das Hilfsmittel der demonstrativen Bezugnahme auf paradigmatische Exemplare angewiesen, um die Referenz eindeutig festzulegen („Gold“ soll alles heißen, was so beschaffen ist wie *dieses* Material“).

Anders bei McDowells demonstrativen Begriffen: Der Grund, daß man auf *diese* Farbe oder *diese* Gestalt häufig nur demonstrativ Bezug nehmen kann, ist nicht, daß wir die natürliche Beschaffenheit ihrer Träger nicht kennen (obwohl auch das der Fall sein mag). Der Grund ist vielmehr, daß die Eigenschaft, auf die wir demonstrativ Bezug nehmen, dem Träger nicht unabhängig davon zukommt, wie er uns in der Wahrnehmung *erscheint*. Alles, was wir über die fragliche Farbe oder Gestalt wissen müssen, um uns einen Begriff von ihr zu machen, ist, *wie sie aussieht*. Doch wie etwas aussieht, wie es sich anfühlt oder wie es klingt, geht in keiner allgemeinen Beschreibung auf, da es sich um *phänomenale* Eigenschaften handelt. Es ist dieser phänomenale Aspekt, der es erforderlich macht, demonstrativ auf wahrgenommene Eigenschaften Bezug zu nehmen. Der Begriff von *dieser* Farbe oder Gestalt ist der Begriff einer Farbe (Gestalt), die (aus dieser Perspektive) so *aussieht* wie die, die man vor sich sieht. Der Begriff von *diesem* Klang ist der Begriff eines Klangs, der sich so *anhört* wie der, den man gerade hört. Selbst wenn wir die natürliche Beschaffenheit der fraglichen Gegenstände vollständig kennen würden, wäre dieser phänomenale Aspekt damit noch nicht erfaßt. Demonstrative Begriffe erscheinen also nicht nur, wie McDowell annimmt, vor dem Hintergrund eines falsch verstandenen Dualismus von Anschauung und Begriff als „Hybride“. Insofern, als in ihren Inhalt der phänomenale Aspekt der Wahrnehmung mit eingeht (wie etwas aussieht, sich anfühlt usw.), sind sie tatsächlich keine „reinen“ Begriffe.

<sup>18</sup> Vgl. Evans' „Generality Constraint“ (Evans 1982, S. 100ff.).

<sup>19</sup> Vgl. McDowell 1994a, S. 57.

<sup>20</sup> Ebd. S. 59.



Der Inhalt der Wahrnehmung ist demnach nicht rein begrifflich, sondern umfaßt auch phänomenale Aspekte. Doch das bedeutet nicht unbedingt, wie beispielsweise Peacocke meint<sup>21</sup>, daß es so etwas wie einen nichtbegrifflichen *Inhalt* der Wahrnehmung gibt – einen Inhalt, der auch dann vorliegen könnte, wenn wir über keine Begriffe verfügen würden. Diese Konsequenz ergibt sich deshalb nicht, weil es durchaus möglich ist, daß der Inhalt unserer Wahrnehmung *weder* rein begrifflich *noch* rein phänomenal ist, sondern sich stets aus einer Verbindung beider Elemente ergibt.

Für die Zurückweisung des „Feinkörnigkeits“-Arguments reicht bereits die *Möglichkeit* einer solchen, im weiteren Sinne Kantischen Position aus, denn sie zeigt, daß selbst wenn der Inhalt der Wahrnehmung über das rein begrifflich Erfassbare hinausgeht, daraus nicht folgt, daß es eine Ebene nichtbegrifflicher Wahrnehmungsinhalte gibt. Auch das dritte Argument gegen die Begriffsabhängigkeit der Wahrnehmung kann also nicht überzeugen. Zugleich hat sich jedoch auch die These, der Inhalt der Wahrnehmung sei *rein* begrifflich, als unhaltbar erwiesen: Der Inhalt gewöhnlicher Wahrnehmungen, wie erwachsene Menschen sie machen, ist den bisherigen Überlegungen zufolge also weder rein begrifflich noch völlig begriffsunabhängig, sondern eine Verbindung aus begrifflichen und phänomenalen Elementen. Den besonderen Charakter dieser Verbindung werde ich nun mit Hilfe der Konzeption einer *phänomenalen Begriffsverwendung* zu erläutern versuchen.

## 5. PHÄNOMENALE BEGRIFFSVERWENDUNG

Wenn Wahrnehmungen Überzeugungen rechtfertigen sollen, müssen sie begrifflich strukturiert sein. Zugleich sollen ihre Inhalte aber kausal so von der Wirklichkeit abhängen, daß man normalerweise nur dann wahrnimmt, daß *p*, wenn es wirklich der Fall ist, daß *p*. Nun ist letzteres eine begriffliche Wahrheit, denn dem üblichen Verständnis zufolge ist „wahrnehmen“ ein sogenanntes Erfolgsverb. Damit es sich um einen nicht bereits durch den Begriff der Wahrnehmung garantierten Zusammenhang handelt, muß man ihn folgendermaßen formulieren: Man macht (normalerweise) nur dann die perzeptuelle Erfahrung, daß *p*, wenn es wirklich der Fall ist, daß *p*.

Den Begriff der perzeptuellen Erfahrung möchte ich dabei zunächst nur anhand eines bekannten Beispiels erläutern: Schaut man auf einen geraden, in der Luft hängenden Stab, so macht man die perzeptuelle Erfahrung, daß man einen geraden Stab vor sich hat. Schaut man dagegen auf einen geraden Stab, der zur Hälfte ins Wasser gehalten wird, so macht man die perzeptuelle Erfahrung, daß man einen gebogenen Stab vor sich hat. Man kann dies auch einfach so ausdrücken: Im

<sup>21</sup> Vgl. Peacocke 1992, S. 84ff.; vgl. auch Peacocke 1998 sowie den Beitrag von Richard Schantz in diesem Band.

ersten Fall sieht der Stab gerade aus, im zweiten Fall gebogen. Da es sich in beiden Fällen um denselben geraden Stab handelt, ergibt sich daraus, daß gerade *sein* und gerade *aussehen* zwei unterschiedliche Eigenschaften sind. Dasselbe gilt auch für sogenannte „sekundäre“ Qualitäten: Etwas kann rot aussehen, ohne rot zu sein (etwa, weil es weiß ist und rotes Licht darauf fällt). Etwas kann klingen wie ein Cello, ohne ein Cello zu sein usw.

Jemand, der die perzeptuelle Erfahrung macht, daß er einen geraden Stab vor sich hat, muß offenbar ebenso über den Begriff *gerade* verfügen wie jemand, der *glaubt*, daß der Stab gerade ist. Dennoch unterscheidet sich die Art der Verwendung dieses Begriffs in beiden Fällen erheblich: Erstens ist die Eigenschaft, gerade auszusehen, eine *phänomenale* Eigenschaft, die Eigenschaft, gerade zu sein, dagegen nicht. Wenn ein Stab gerade aussieht, so ist dies eine qualitativ andere Erfahrung, als wenn er gebogen aussieht – der subjektive Eindruck, die „Empfindung“ ist in beiden Fällen unterschiedlich. (Dennoch ist auch gerade *auszusehen* eine Eigenschaft des Stabes und nicht etwa des Betrachters.) Zu glauben, daß ein Stab gerade ist, unterscheidet sich dagegen normalerweise nicht qualitativ von der Überzeugung, daß der Stab gebogen ist. Der Unterschied zwischen der Überzeugung, daß der Stab gerade ist, und der, daß der Stab gebogen ist, beschränkt sich auf den begrifflichen Gehalt und betrifft nicht (notwendigerweise) die Art, wie es sich „anfühlt“, die entsprechende Überzeugung zu haben.<sup>22</sup>

Zweitens ist die Verwendung der Begriffe *gerade* und *gebogen* in Überzeugungen prinzipiell abhängig von den Gründen, die für ihre Verwendung sprechen. Wenn man z. B. weiß, daß ein Stab zur Hälfte ins Wasser getaucht ist, kann man die „doxastische“ Anwendung des Begriffs *gebogen* aussetzen: Obwohl der Stab gebogen aussieht, kommt man nicht zu der Überzeugung, daß der Stab gebogen ist. Die Verwendung dieses Begriffs in der Wahrnehmung (perzeptuellen Erfahrung) ist dagegen von solchen Erwägungen unabhängig; Wahrnehmungsinhalte sind „belief-independent“.<sup>23</sup> Der Stab sieht auch dann noch gebogen aus, wenn man weiß, daß er gerade ist. Die Begriffsverwendung ist in diesen Fällen also der rationalen Kontrolle entzogen.

Ich möchte nun vorschlagen, die Tatsache, daß die Anwendung von Begriffen in der Wahrnehmung unserer Kontrolle entzogen ist, dadurch zu erklären, daß diese Begriffe dabei primär zum Erfassen von *phänomenalen* Eigenschaften dienen (also dazu, zu bestimmen, wie die wahrgenommenen Gegenstände aussehen, wie sie sich anfühlen, wie sie klingen usw.). Es handelt sich dabei insofern um *phänomenale* Eigenschaften, als sie den wahrgenommenen Gegenständen genau dann zukommen, wenn diese eine bestimmte phänomenale *Erfahrung* hervorrufen:

<sup>22</sup> Natürlich können kontingente Faktoren dazu führen, daß beide Überzeugungen sich für eine bestimmte Person qualitativ unterscheiden, etwa wenn jemand eine Abneigung gegen gerade Stäbe hat. Doch das ist hier nicht relevant.

<sup>23</sup> Vgl. Dretske 1969, S. 4–18; Evans 1982, S. 123.

Ein Stab sieht in einer bestimmten Situation genau dann gerade aus, wenn er in einem Betrachter die visuelle Erfahrung hervorruft, daß dieser einen geraden Stab vor sich hat. Diese visuelle Erfahrung ist ein phänomenaler Zustand, weil es sich (wie bei Schmerzen, Lust, oder Hunger) auf eine ganz bestimmte Weise „anfühlt“, diese Erfahrung zu machen. Und wie für Schmerzen, Lust oder Hunger ist es auch für perzeptuelle Erfahrung charakteristisch, daß wir uns ihr gegenüber passiv verhalten: Zwar können wir aktiv beeinflussen, worauf unsere Sinnesorgane gerichtet sind (so, wie wir ja auch Schmerzen oder Lust aktiv herbeiführen können), aber die Erfahrung selbst ist passiv: Wir erleben sie als etwas, das nicht von uns ausgeht, sondern uns ohne unser Zutun zustößt.<sup>24</sup>

Der entscheidende Punkt ist nun, daß diese Passivität perzeptueller Erfahrung auch die Verwendung von Begriffen mit einschließt: Die perzeptuelle Anwendung des Begriffs *gebogen* (in Form der perzeptuellen Erfahrung, daß der Stab gebogen *aussieht*) ist deshalb unserer unmittelbaren rationalen Kontrolle entzogen, weil es sich bei der Wahrnehmung, daß etwas gebogen aussieht, um eine phänomenale Erfahrung und insofern um einen passiven Vorgang handelt. Wenn die Art und Weise, wie etwas aussieht (oder in einer anderen Sinnesmodalität erscheint), auf diese Weise begrifflich „artikuliert“ ist, kommen auch die Begriffe dabei *passiv* zur Anwendung. Da diese Form der Begriffsanwendung spezifiziert, wie einem Wahrnehmungssubjekt seine Umwelt perzeptuell *erscheint*, kann man im Gegensatz zur *doxastischen* Begriffsverwendung in Überzeugungen von einer *phänomenalen* Verwendung von Begriffen in der Wahrnehmung sprechen.

Die Konzeption einer phänomenalen Begriffsverwendung erlaubt es nun, zu erklären, wie es möglich ist, daß Wahrnehmungsinhalte weder rein begrifflich noch rein phänomenal (oder auf eine andere Weise begriffsunabhängig) sind: Wahrnehmungen (jedenfalls die erwachsener Menschen) sind *begrifflich* artikuliert *phänomenale* Erfahrungen. Weder der phänomenale noch der begriffliche Aspekt machen für sich genommen einen isolierbaren „Inhalt“ der Wahrnehmung aus. Eine rein phänomenale Erfahrung, wie z. B. ein Schmerz, hat keinen intentionalen Gehalt. „Wahrnehmungen“ ohne Begriffe wären „blinde“ Anschauungen, die auf nichts gerichtet sind.<sup>25</sup> Sie wären also auch keine *Wahrnehmungen*. Doch auch Begriffe allein machen keinen mentalen Gehalt aus: Man kann nicht einfach den Begriff *gebogen* denken. Die philosophisch vertrauteste Verwendungsweise von Begriffen besteht darin, sie in Urteilen (z. B. in Überzeugungen) auf Gegenstände

<sup>24</sup> In der Betonung des *passiven* Charakters perzeptueller Erfahrung folge ich John McDowell (McDowell 1994a, 1998a; vgl. dazu Heßbrüggen-Walter 2000). McDowell greift seinerseits auf Kantische und Aristotelische Themen zurück (vgl. zum Beispiel *De anima* 417b; *Kritik der reinen Vernunft* A 19/B 33). McDowell scheint mir jedoch, anders als Kant, dem *qualitativen* Aspekt sinnlicher Erfahrung nicht genügend Rechnung zu tragen (vgl. allerdings McDowell 1998a, S. 460). – Zur Passivität der Wahrnehmung vgl. auch den Beitrag von Fred Dretske zu diesem Band.

<sup>25</sup> Vgl. *Kritik der reinen Vernunft* A51/B75; dazu McDowell 1994a, S. 1–23; Willaschek 1997.

anzuwenden. Diese Verwendung unterliegt unserer rationalen Kontrolle; unsere Überzeugungen stehen daher unter dem Anspruch rationaler Begründbarkeit. Die *phänomenale* Verwendung von Begriffen besteht dagegen in ihrer passiven, unserer unmittelbaren rationalen Verantwortung entzogenen Inanspruchnahme in der begrifflichen Artikulation des phänomenalen Aspekts der Wahrnehmung. Jemand, der den Begriff *gebogen* beherrscht, nimmt einen geraden Stab, der ins Wasser gehalten wird, als gebogen wahr. Seine begriffliche Fähigkeit, etwas als gebogen zu erkennen, kommt dabei ohne sein Zutun zur Anwendung. Wird der Stab nicht ins Wasser gehalten, gilt dasselbe für die Fähigkeit, gerade Gegenstände zu erkennen. Ausgelöst wird diese passive Reaktion aber als Teil einer phänomenalen Erfahrung – nämlich der, daß etwas gebogen (oder gerade) *aussieht*. Der Inhalt dieser Erfahrung ist daher weder rein begrifflich noch rein phänomenal, sondern eine Verbindung von beidem.<sup>26</sup>

Es scheint allerdings Begriffe zu geben, die eine phänomenale Verwendung (eine unwillkürliche Anwendung in der Wahrnehmung) nicht zulassen: Kann etwas zum Beispiel so aussehen wie ein Elektron oder wie eine Primzahl? Die Vermutung liegt nahe, daß nur bestimmte, an eindeutige empirische Kriterien geknüpfte Begriffe *unmittelbar* in der Wahrnehmung zur Anwendung kommen – vor allem Begriffe für einfache raum-zeitliche Gestalten und für sogenannte „sekundäre“ Qualitäten. Alle übrigen Begriffe, sofern sie überhaupt einen empirischen Gehalt haben, wären demnach höherstufige Begriffe, die nur mittelbar auf empirische Gegenstände angewandt werden können.

Das ist die klassische empiristische Auffassung. Sie beruht auf der Vorstellung, daß uns in der Wahrnehmung etwas unmittelbar gegeben ist, das selbst nicht begrifflich ist, aber dennoch die Anwendung zumindest einfacher, „beobachtungsnaher“ Begriffe rechtfertigen kann. Es ist diese Auffassung, die Quine als zweites der beiden „Dogmen des Empirismus“ und Sellars als „Mythos des Gegebenen“ kritisiert haben.<sup>27</sup> Diese Kritik scheint mir berechtigt zu sein: Es gibt keinen nichtbegrifflichen Inhalt der Wahrnehmung, der erst in einem zweiten Schritt begrifflich näher bestimmt werden müßte. Wahrnehmung ist vielmehr von vornherein ein Fall von Begriffsanwendung – allerdings nicht von „doxa-

<sup>26</sup> McDowell (1994a, S. 56) und Schantz schreiben Peacocke die Auffassung zu, der Inhalt der Wahrnehmung sei *teilweise* nichtbegrifflich. Das mag zunächst ganz ähnlich klingen wie die hier vertretene These, daß der Inhalt der Wahrnehmung begriffliche und nichtbegriffliche Elemente verbindet. Doch Peacocke zufolge gehört zum Inhalt einer gewöhnlichen Wahrnehmung unter anderem ein von ihm so genanntes „Szenario“ (eine Anordnung phänomenaler Qualitäten in einem subjektiven Raum; vgl. Peacocke 1992, S. 61–67). Dabei handelt es sich um einen selbständigen intentionalen Gehalt, der völlig begriffsunabhängig ist. Daß der Inhalt der Wahrnehmung teilweise nichtbegrifflich ist, bedeutet bei Peacocke also, daß es nichtbegriffliche „Teilinhalte“ der Wahrnehmung gibt. Dagegen schlage ich vor, den Inhalt der Wahrnehmung in Anlehnung an Kant als Verbindung von begrifflichen und phänomenalen Elementen zu verstehen, die selbst keine selbständigen intentionalen Gehalte sind.

<sup>27</sup> Vgl. Quine 1951; Sellars 1956.

stischer“, sondern von „phänomenaler“ Begriffsanwendung. Letztere besteht in der unwillkürlichen begrifflichen Artikulation des phänomenalen Aspekts einer Sinneswahrnehmung. Wahrnehmungsinhalte sind daher stets Verbindungen von phänomenalen und begrifflichen Elementen.

Doch wenn die Rolle von Begriffen in der Wahrnehmung nicht darin besteht, einen vorbegrifflichen Inhalt zu erfassen, dann gibt es auch keinen Grund, die in der Wahrnehmung zur Anwendung kommenden begrifflichen Fähigkeiten auf besonders einfache oder „beobachtungsnah“ Begriffe zu beschränken. Wer sich ein wenig mit Uhren auskennt, für den kann etwas *aussehen* wie eine Mondphasenuhr. Für einen Weinkenner kann etwas *schmecken* wie ein Riesling von der Mosel. Obwohl es sich hier um Begriffe handelt, in die viel Hintergrundwissen eingeht, schließt das ihre phänomenale Verwendung nicht aus. Das gilt sogar für Begriffe wie *Elektron* oder *Primzahl*: Ein Elementarteilchenphysiker kann das Knacken eines Detektors als das Geräusch hören, das ein Elektron macht. Er hört dann nicht nur ein Knacken, sondern er hört, daß es sich um ein Elektron handelt. Und bei überschaubaren Mengen von Gegenständen kann man mit etwas Übung durchaus „auf den ersten Blick“ erkennen, daß ihre Anzahl prim ist. Selbstverständlich ist nicht jeder Begriff für jedes Subjekt ein Wahrnehmungsbegriff in diesem Sinn. Doch es gibt keinen Grund, warum nicht jeder Begriff, der überhaupt in einem Zusammenhang mit unseren Erfahrungen steht (der Begriff der Primzahl ist hier offenbar ein Grenzfall) für irgendein Subjekt ein Wahrnehmungsbegriff sein kann. Worauf es ankommt, ist nur, daß man in der Anwendung des Begriffs in bestimmten wahrnehmbaren Situationen sicher genug ist, so daß der Begriff gleichsam automatisch in der Artikulation des Wahrnehmungseindrucks zur Anwendung kommen kann. Das ist lediglich eine Frage der Übung oder, wie man sagt, der „Erfahrung“.<sup>28</sup>

## 6. ZWEI EINWÄNDE

An dieser Stelle ist es notwendig, zwei Probleme zumindest kurz anzusprechen, die sich für die Auffassung, daß die Wahrnehmungen erwachsener Menschen stets begrifflich artikuliert sind, zu ergeben scheinen. Das erste Problem betrifft den Status von Wesen, die nicht über Begriffe verfügen, das zweite das Verhältnis von begrifflich strukturierter Wahrnehmung und sinnesphysiologischen Vorgängen.

<sup>28</sup> Selbstverständlich schützen auch Übung und Erfahrung nicht vor Irrtümern. Die phänomenale Verwendung von Begriffen ist also durchaus fallibel. Doch entgegen dem, was das sogenannte „argument from illusion“ zeigen soll, macht es die Möglichkeit von Wahrnehmungsirrtümern nicht notwendig, den unmittelbaren Inhalt der Wahrnehmung als eine mentale Repräsentation zu verstehen, solange man zwischen dem Inhalt veridischer und nichtveridischer Wahrnehmungen unterscheidet; zu dieser „disjunktiven“ Konzeption der Wahrnehmung vgl. McDowell 1982, Child 1992, Willaschek 1999a, Willaschek 1999b.

Beide Punkte kann ich hier nur so weit behandeln, wie es nötig ist, um zu zeigen, daß sich aus ihnen keine Einwände gegen die hier vorgetragene Auffassung ergeben.

Hätte diese Auffassung die Konsequenz, daß kleine Kinder und Tiere ihre Umwelt nicht wahrnehmen, so wäre sie damit widerlegt – selbstverständlich machen auch Wesen ohne Begriffe Wahrnehmungen. Doch ich hatte die These von der Begriffsabhängigkeit der Wahrnehmung ausdrücklich auf den Fall erwachsener Menschen beschränkt: Wir schreiben Erwachsenen ihre Wahrnehmungen auf eine Weise zu, die voraussetzt, daß diese begrifflich strukturiert sind. Die wichtigsten Einwände, die dagegen erhoben werden, diese Zuschreibungen beim Wort zu nehmen, haben sich entkräften lassen; wir sollten daher davon ausgehen, daß die Inhalte unserer („erwachsenen“) Wahrnehmung begrifflich strukturiert sind.

Bis hierher ergeben sich aus dieser Überlegung überhaupt keine Konsequenzen für den Fall von begriffslosen Wesen. Allerdings habe ich das Verhältnis von begrifflichem und phänomenalem Aspekt der Wahrnehmung auf eine Weise charakterisiert, die vielleicht nahelegt, daß begriffslose Wesen nicht wahrnehmen können: Wenn „Anschauungen ohne Begriffe blind“ sind, rein phänomenale Zustände sich also auf nichts in der Welt beziehen, dann scheint zu folgen, daß die Wahrnehmungen von Tieren und kleinen Kindern keine intentionalen Zustände sind (und damit auch keine Wahrnehmungen *von* etwas).<sup>29</sup>

Doch tatsächlich ergibt sich auf diese Weise nur, daß begriffslose Wesen, um ihre Umwelt wahrzunehmen, über mehr verfügen müssen als die Fähigkeit, sinnlich vermittelte, rein phänomenale Zustände zu erleben. Wenn Tiere nicht über Begriffe verfügen, aber trotzdem wahrnehmen können, dann muß etwas anderes als ein Begriff hinzukommen, um ihre „blinden“ Anschauungen auf äußere Gegenstände zu beziehen. Diese Rolle könnten zum Beispiel sogenannte „differential response mechanisms“ übernehmen, also Verhaltensmechanismen, die es dem Tier erlauben, auf Veränderungen in seiner Umwelt differenziert zu reagieren. Wenn ein Tier in der Lage ist, auf Umweltbedingungen des Typs A anders zu reagieren als auf Umweltbedingungen des Typs B, so reicht dies aus, dem Tier die Fähigkeit zuzuschreiben, A und B wahrnehmungsmäßig voneinander zu unterscheiden und damit auch, A bzw. B wahrzunehmen. – Es liegt auf der Hand, daß die Wahrnehmungsinhalte eines erwachsenen Menschen weit über das unmittelbar verhaltensmäßig Relevante

<sup>29</sup> Wie ich glaube, ist es diese Befürchtung, die hinter den Einwänden z. B. von Putnam und Collins gegen die Position McDowells steht (vgl. Putnam 1994, S. 493 Fn.; Collins 1998). McDowell beschränkt sich in seiner Antwort einerseits darauf, zu betonen, daß natürlich auch Tiere wahrnehmen, und andererseits auf den Hinweis, daß sich die „transzendente Frage“, wie Gedanken sich auf die Welt beziehen können, für Tiere nicht stellt (vgl. McDowell 1998b, S. 490f.). Außerdem beruft sich McDowell in diesem Zusammenhang auf die (auf v. Uexküll zurückgehende) Unterscheidung zwischen der „Welt“ des Menschen und der „Umwelt“ des Tieres (vgl. McDowell 1994a, S. 115). Doch das alles reicht nicht aus, um den Verdacht zu entkräften, daß Tieren letztlich die Fähigkeit abgesprochen wird, ihre Umwelt wahrzunehmen. Anschauungen (nichtbegriffliche Wahrnehmungsinhalte) sind McDowell zufolge schließlich nicht auf eine *Umwelt* beschränkt, sondern *blind*.

hinaus differenziert sind. Dasselbe dürfte vermutlich bereits für sehr kleine Kinder und vielleicht auch für einige höhere Säugetiere gelten.<sup>30</sup>

Die zweite Frage betrifft das Verhältnis zwischen den neuralen und sinnesphysiologischen Vorgängen der Wahrnehmung und deren begrifflich strukturiertem Inhalt. Offensichtlich führt kein direkter Weg vom einen zum anderen. Keine noch so detaillierte Beschreibung der Reizentstehung, -weiterleitung und -verarbeitung kann erklären, welche Begriffe in einer bestimmten Wahrnehmung zur Anwendung kommen. John McDowell hat daher vorgeschlagen, diese Vorgänge als reine „enabling conditions“, als notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen für das Zustandekommen begrifflich strukturierter Wahrnehmungsinhalte zu betrachten.<sup>31</sup> Das bedeutet nicht, daß es hier eine unerklärliche Lücke zwischen den „natürlich-körperlichen“ Vorgängen des Wahrnehmens und ihrem „geistigen“ Inhalt gibt, sondern nur, daß die angemessene Beschreibungsebene für Wahrnehmungen nicht die der neuralen oder physiologischen Vorgänge ist. Wahrnehmung ist ein natürlicher Vorgang, in dem unsere Sinnesorgane eine zentrale Rolle spielen, aber daraus folgt nicht, daß es ein Vorgang in unseren Sinnesorganen (oder irgend einem anderen Organ) ist. Für die hier relevante Frage, welche Rolle Wahrnehmungen in der Rechtfertigung unserer Überzeugungen spielen, kommt es auf die physiologischen Aspekte der Wahrnehmung daher einfach nicht an.

## 7. FAZIT: PHÄNOMENALE BEGRIFFSVERWENDUNG UND DIE RECHTFERTIGUNGSFUNKTION DER WAHRNEHMUNG

Mit der Möglichkeit einer phänomenalen Begriffsverwendung ist der Schluß von der Tatsache, daß der Inhalt der Wahrnehmung nicht *rein* begrifflich ist, auf die Feststellung, es gebe einen nichtbegrifflichen Inhalt der Wahrnehmung, blockiert: Es folgt nur, daß es neben Begriffen ein weiteres Element in Wahrnehmungsinhalten geben muß. So weit ich sehen kann, spricht also nichts *gegen* die Auffassung, daß der Inhalt der Wahrnehmung erwachsener Menschen stets in einer Verbindung begrifflicher und phänomenaler Elemente besteht, die für sich genommen keine eigenständige Form mentalen Gehalts ausmachen.

<sup>30</sup> Der entscheidende Unterschied zwischen Mensch und Tier scheint mir in dieser Hinsicht darin zu liegen, daß die Ausübung begrifflicher Fähigkeiten im engeren Sinn, wie nur Menschen sie haben, an die Teilnahme an einer normgeleiteten Praxis des Gebens und Nehmens von Gründen und Rechtfertigungen gebunden ist. Unsere Wahrnehmungen unterscheiden sich von denen begriffsloser Wesen demnach deshalb, weil es für die Inhalte unserer Wahrnehmung wesentlich ist, zur Begründung von Überzeugungen dienen zu können. Vgl. dazu vor allem Sellars 1956, Brandom 1994.

<sup>31</sup> Vgl. McDowell 1994b sowie Hamlyn 1992.

Für diese Auffassung spricht jedoch einiges: Zunächst ist sie „phänomenologisch“ adäquat. Wir erfahren Wahrnehmungen tatsächlich nicht nur als rein phänomenale Zustände (wie Schmerzen), aber auch nicht nur als rein kognitive Zustände (wie Überzeugungen), sondern als eine Verbindung von beidem. Zweitens erlaubt sie, die gewöhnlichen Zuschreibungen von Wahrnehmungsinhalten (die in vielfacher Weise begriffsabhängig sind) beim Wort zu nehmen: Die Inhalte, die wir uns und anderen zuschreiben („daß dort ein Kühlschrank steht“) sind keine nachträglichen Interpretationen ursprünglich rein phänomenaler Erfahrungen, sondern tatsächlich ein angemessener Ausdruck dessen, was wir wahrnehmen. Und schließlich verfügen wir mit der Konzeption passiv-phänomenaler Begriffsverwendung über ein Modell, das uns zu verstehen erlaubt, wie die Inhalte der Wahrnehmung sowohl kausal von der jeweiligen Umwelt abhängen als auch begrifflich artikuliert und damit rechtfertigend sein können.<sup>32</sup>

## LITERATUR

- Armstrong, David M. 1973: *Belief, Truth, and Knowledge*, Cambridge.
- Brandom, Robert 1994: *Making It Explicit*, Cambridge (Mass.) 1994.
- Child, William 1992: Vision and Experience: The Causal Theory and the Disjunctive Conception. In: *The Philosophical Quarterly* 42, S. 297–316.
- Collins, Arthur 1998: Beastly Experience. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 54, S. 375–380.
- Crane, Tim 1992: The nonconceptual content of experience. In: *The Contents of Experience. Essays on Perception*, hrsg. von Tim Crane, Cambridge, S. 136–157.
- Davidson, Donald 1986: A Coherence Theory of Truth and Knowledge. In: *Truth and Interpretation*, hrsg. von E. LePore, Oxford, S. 307–319.
- Dretske, Fred 1969: *Seeing and Knowing*, Chicago.
- Dretske, Fred 1981: *Knowledge and the Flow of Information*, Cambridge (Mass.).
- Dretske, Fred 1990: Seeing, believing, and knowing. In: *An Invitation to Cognitive Science*, Vol. 2, hrsg. von D. Osherson, S. Kosslyn, J. Hollerbach, Cambridge (Mass.).
- Dretske, Fred 1995: *Naturalizing the Mind*, Cambridge (Mass.).
- Evans, Gareth 1982: *The Varieties of Reference*, Oxford.
- Goldman, Alvin 1976: Discrimination and Perceptual Knowledge. In: *Journal of Philosophy* 73, S. 771–791.
- Hamlyn, David W. 1992: Perception, Sensation and Non-Conceptual Content. In: *Philosophical Quarterly* 42, S. 139–153.
- Heßbrüggen-Walter, Stefan 2000: Spontaneity and Causality: McDowell on the Passivity of Perception. In: *John McDowell: Reason and Nature*, Münsteraner Vorlesungen zur Philosophie, Bd. 3, hrsg. M. Willaschek, Münster, S. 21–25.
- Kripke, Saul A. 1980: *Naming and Necessity*, Cambridge (Mass.).

<sup>32</sup> Diesem Text liegen Teile eines Kapitels aus meiner Habilitationsschrift zugrunde (Willaschek 1999a).

- McDowell, John 1982: Criteria, Defeasibility, and Knowledge. In: ders.: *Meaning, Knowledge, and Reality*, Cambridge (Mass.) 1998, S. 369–394.
- McDowell, John 1994a: *Mind and World*, Cambridge (Mass.).
- McDowell, John 1994b: The Content of Perceptual Experience. In: *Philosophical Quarterly* 44, S. 190–205.
- McDowell, John 1998a: The Woodbridge Lectures 1997: Having the World in View: Sellars, Kant, and Intentionality. In: *Journal of Philosophy* 95, S. 431–491.
- McDowell, John 1998b: Reply to Commentators. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 58, S. 403–431.
- McDowell, John 2000: Experiencing the World. In: *John McDowell: Reason and Nature*, Münsteraner Vorlesungen zur Philosophie, Bd. 3, hrsg. M. Willaschek, Münster, S. 3–18.
- Peacocke, Christopher 1992: *A Study of Concepts*, Cambridge (Mass.).
- Peacocke, Christopher 1998: Nonconceptual Content Defended. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 58, S. 381–388.
- Pessin, A./Goldberg, S. (Hrsg.) 1996: *The Twin Earth Chronicles*, New York/London.
- Putnam, Hilary 1975: The Meaning of 'Meaning'. In: ders.: *Mind, Language, and Reality*, Cambridge, S. 215–271.
- Putnam, Hilary 1994: Sense, Nonsense, and the Senses: An Inquiry into the Powers of The Human Mind. In: *Journal of Philosophy* 91, S. 445–517.
- Quine, Willard Van Orman 1951: Two Dogmas of Empiricism. In: ders.: *From a Logical Point of View*, Cambridge (Mass.) 1953, S. 20–46.
- Schantz, Richard 1990: *Der sinnliche Gehalt der Wahrnehmung*, München.
- Sellars, Wilfried 1956: Empiricism and the Philosophy of Mind. In: *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, Vol. 1, hrsg. von H. Feigl und M. Scriven; wiederabgedruckt als Wilfried Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.) 1997.
- Willaschek, Marcus 1997: Der transzendente Idealismus und die Idealität von Raum und Zeit. Eine ‚lückenlose‘ Interpretation von Kants Beweis in der ‚Transzendentalen Ästhetik‘. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 51, S. 537–564.
- Willaschek, Marcus 1999a: *Über den mentalen Zugang zur Welt*, Habilitationsschrift Münster (Veröffentlichung voraussichtlich Frankfurt 2001).
- Willaschek, Marcus 1999b: Ein kurzes Argument gegen repräsentationale Theorien des Geistes. In: *Rationalität, Realismus, Revision. Vorträge des dritten internationalen Kongresses der Gesellschaft für Analytische Philosophie*, hrsg. von J. Nida-Rümelin, Berlin/New York, S. 484–492.

Christiane Schildknecht

## EPISTEMISCHE STRUKTUR UND BEGRÜNDUNGSANSPRUCH VISUELLER ERFAHRUNG

### 1. EPISTEMISCHES VS. NICHT-EPISTEMISCHES SEHEN

Im Rahmen der Debatte zwischen propositionalen und nicht-propositionalen Konzeptionen von Erkenntnis kommt der visuellen Wahrnehmung ein zentraler Stellenwert zu. Vertreter propositionaler Konzeptionen behaupten hier, daß sich Sehen auf epistemisches oder doxastisches Sehen im Sinne eines Sehens, *daß* beschränkt. Dieser Behauptung liegt die Annahme zugrunde, daß visuelle Erfahrung einen intentionalen Gehalt aufweist, der in ihrem Ausgerichtetsein auf Gegenstände oder Sachverhalte besteht. Nach Ansicht der Propositionalisten legt dieser intentionale Gehalt die Erfüllungsbedingungen visueller Erfahrung in der gleichen Weise fest, wie der Gehalt einer Überzeugung ihre Erfüllungsbedingungen festlegt. Darüber hinaus gilt, daß der Gehalt einer visuellen Erfahrung ebenso wie derjenige einer Überzeugung in Äquivalenz zu einer vollständigen Proposition aufzufassen ist: Sehen heißt Überzeugtsein, *daß*. Vertreter eines intentionalen Verständnisses von Wahrnehmung bestehen also auf einer propositionalen Konzeption visueller Erfahrung:

Visuelles Erleben handelt niemals bloß von einem Gegenstand, vielmehr muß immer erlebt werden, *daß* das-und-das der Fall ist. [...] Vom Standpunkt der Intentionalität aus gesehen, ist alles Sehen ein Sehen, *daß*: Wenn es wahr ist, daß x y sieht, dann muß es auch jeweils wahr sein, daß x sieht, daß das-und-das der Fall ist.<sup>1</sup>

Propositionale Konzeptionen visueller Erfahrung konkurrieren dabei mit Ansätzen, die die *direkte* Wahrnehmung eines Gegenstandes als eine Erfahrung, die frei von propositionalem Gehalt ist, mit der Wahrnehmung, *daß* das-und-das der Fall ist, kontrastieren. Im Folgenden wird es um genau diese Unterscheidung zwischen propositionalen (epistemischen oder doxastischen) und nicht-propositionalen (nicht-epistemischen oder nicht-doxastischen) Konzeptionen von Sehen gehen.

<sup>1</sup> Searle 1991, S. 63.